

~~Reiseprediger Bibliothek~~

Fe 13

# In Sturm und Wetter.

Von  
Johanna Bohner.

A 15 / 1971

- 23 -



2004/457



1877

W. B. E. & Co. Stationers & Printers  
No. 100 Broadway New York

1877

Johanna Schmitt



SP

# In Sturm und Wetter.

Eine gefährvolle Fahrt nach Kamerun.

Von Johanna Bohner.



Basler-Mission - Deutscher Zweig e. V.  
Stuttgart

7 Stuttgart-1, Vogelsangstr. 62  
B i b l i o t h e k

Basel

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.

B.M.K. 23.

Fe 13



**E**s war in den Januartagen des Jahres 1894, als wir in Hamburg eintrafen, um uns zur Fahrt nach Kamerun einzuschiffen. Im Basler Missionshaus hatten wir Weihnachten gefeiert, und die Missionsgemeinde hatte sich versammelt, uns eine Abschiedsfeier zu halten. „Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet und gesetzt, daß ihr Frucht bringet und eure Frucht bleibe.“ Das waren die Abschiedsworte, die uns damals zugerufen wurden, und die wir nun als Geleitswort mit auf die Reise nahmen. Es schien uns verheißungsvoller denn je, als der Chor der Missionszöglinge als letzten Gruß uns das schöne Lied sang:

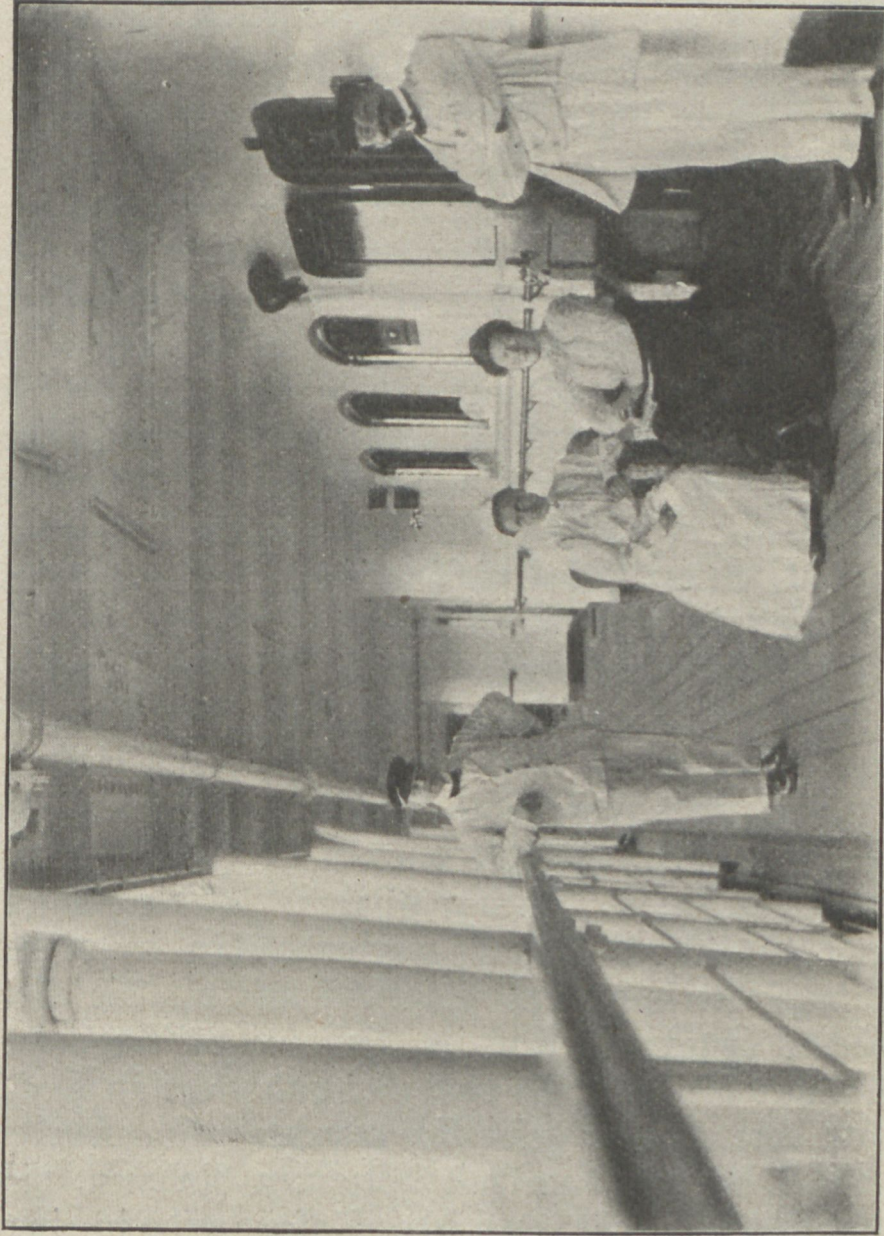
Zieht fröhlich hinaus zum heiligen Krieg!  
Durch Nacht und durch Graus erglänzet der Sieg.  
Ob Wetter auch toben, erschrecket nur nicht,  
Blickt immer nach oben; bei Jesu ist Licht!

In Hamburg war es bitter kalt. Das Thermometer zeigte zwischen 15 und 16 Grad Kälte (R.). Bei dieser Kälte war die Elbe gänzlich zugefroren, und doch mußten wir durch die Elbe in die Nordsee gelangen. Allein darüber durften wir uns nicht beunruhigen, denn in solchem Falle fährt immer ein Eisbrecher voraus, der die Eismassen zerteilt und dadurch dem Schiff die Bahn zur Fahrt frei macht. Was uns aber vor der Reise bange machen konnte, war die Mitteilung, daß die Nachrichten von der See sehr ungünstig lauteten: nichts als Gegenwind, Nebel und Sturm; viele Schiffe scheiterten infolgedessen, viele Unglücksfälle wurden gemeldet. Ich erschrak und sagte zu meinem Manne: „Da ist es mir

aber wirklich bange, wenn es so aussieht!“ Mein Mann aber sagte: „Nun, ich denke, unser Gott kann uns wohl erretten, und will er es nicht tun, so wollen wir dennoch ihn anbeten.“ Durch diese Worte wurde mein Glaube mächtig gestärkt, und ich konnte mich ruhig Gottes Führung überlassen.

Bald erschien denn auch das Gefährt, das uns durch die Stadt an die Elbe bringen sollte. Wir empfahlen uns noch dem Schutze Gottes und stiegen in den Wagen, der mit uns davonrollte. Eine Viertelstunde später waren wir an dem Strandhäuschen an der Elbe. Hier mußten wir warten, bis das Schifflein, das uns an den großen Dampfer bringen sollte, bereit war, uns aufzunehmen. Diese Wartezeit dünkte uns recht lange, weil es so empfindlich kalt war. Nach und nach stellten sich die Mitreisenden alle ein. Es wurde noch ein warmes Getränk angeboten, da hieß es auf einmal: „Einsteigen!“ Von dem Strandhäuschen führte eine Brücke zum Schifflein hinüber, so daß das Einsteigen gut von statten ging. Außer uns Missionsleuten fuhren noch mehrere Kaufleute mit, einige aus Hamburg selbst. Es war ein rührender Abschied. Taschentücher und Hüte wurden geschwenkt, „Gute Reise!“ und „Lebe wohl!“ zugerufen. Es ging dabei so lebhaft zu, daß wir im Augenblick ganz vergaßen, welch drohenden Gefahren wir entgegengingen. Der Eisbrecher, ein Schifflein mit spitzen Eisen versehen, um das Eis zu zerteilen, — lief vor unserm Schiffe her bis nach Cuxhaven, wo der Dzeandampfer auf uns wartete.

Zunächst suchte ein jeder seine Kajüte auf, die ihm für die nächsten Wochen eine Herberge sein sollte. Hier suchte man sich denn auch so gut wie möglich einzurichten. Viele Passagiere waren es in dieser winterlichen Jahreszeit nicht, zumal es auch ein Frachtdampfer war, mit dem wir die Reise nach Westafrika antraten. Aber um so gemüthlicher war es auf dem Schiff. Man schloß



An Bord eines Dzeandampfers.

sich aneinander an, als ob man eine Familie wäre; man erzählte sich allerlei oder las, oder machte ein Gesellschaftsspiel; wenn es anging, verfertigten die Damen Handarbeiten, man betrachtete aber auch gerne das schöne, majestätische Meer. Auf diese Weise ist das Leben auf der See keineswegs eintönig; im Gegenteil, es bietet sehr viel Abwechslung. Damals freilich, als wir unsere Reise antraten, war es nicht gerade gemütlich. Es war so, wie man uns vorausgesagt hatte: Wir hatten Gegenwind, Nebel und Sturm. Den ganzen Tag ertönte das Nebelhorn, was in uns allen ein unheimliches Gefühl erweckte. Da jedes Schiff ein Nebelhorn hat, ertönte es bald da, bald dort. Immer mußte man fürchten, es könnte einen Zusammenstoß geben mit einem andern Schiffe, das man im Nebel nicht sehen konnte. Besonders unheimlich war es nachts. Mengstlich schauten wir immer wieder aus, ob der Nebel nicht weichen würde, aber das geschah erst nach einigen Tagen.

Das Schiff schaukelte gewaltig. Die Schiffsmannschaft hatte tüchtig zu arbeiten; was auf dem Dampfer in Gefahr war, sich zu lösen, mußte festgemacht werden: jedes Segel, jedes Faß, jedes Fenster, jede Türe, jeder Balken. Die Rettungsboote wurden für alle Fälle in Bereitschaft gehalten. In den Gängen war die Schiffsordnung aufgehängt. Darauf war angegeben, in welcher Reihenfolge Reisende und Schiffsmannschaft die Rettungsboote benützen sollen im Falle eines Unglückes. Eines Tages hieß es: „Es darf niemand mehr an Deck.“ Es wäre dort oben zu gefährlich gewesen. Nun wurden auch die Tische ringsum mit hölzernen Rahmen, vier Finger breit, eingefast; auch jeder Teller wurde in einen besondern Rahmen gestellt, so daß er nicht rutschen konnte. Wenn man dann seinen Teller festhält, so kann man doch wenigstens seine Suppe essen. Daß diese und jene Schüssel mit Inhalt auf dem Wege von der Küche bis zum Speisesaal auf den Boden fiel, konnte nicht ver-



mieden werden. In diesen Tagen jedoch waren die Reisenden so viel seekrank, daß sie nicht viel genießen konnten und männiglich froh war, wenn er überhaupt nur an der Tafel erscheinen konnte. Das Schiff war auf der Ausreise nicht genügend befrachtet worden, deshalb schwankte es hin und her, und dies um so mehr, je stärker der Wind war. Die Koffer in den Kajüten rollten immer hin und her, und an den Betten mußte ein Brett vorgeschoben werden, damit man im Schlaf nicht herausfalle. Doch wir wußten uns in Gottes Hand, dem wir uns alle Tage aufs neue anbefahlen.

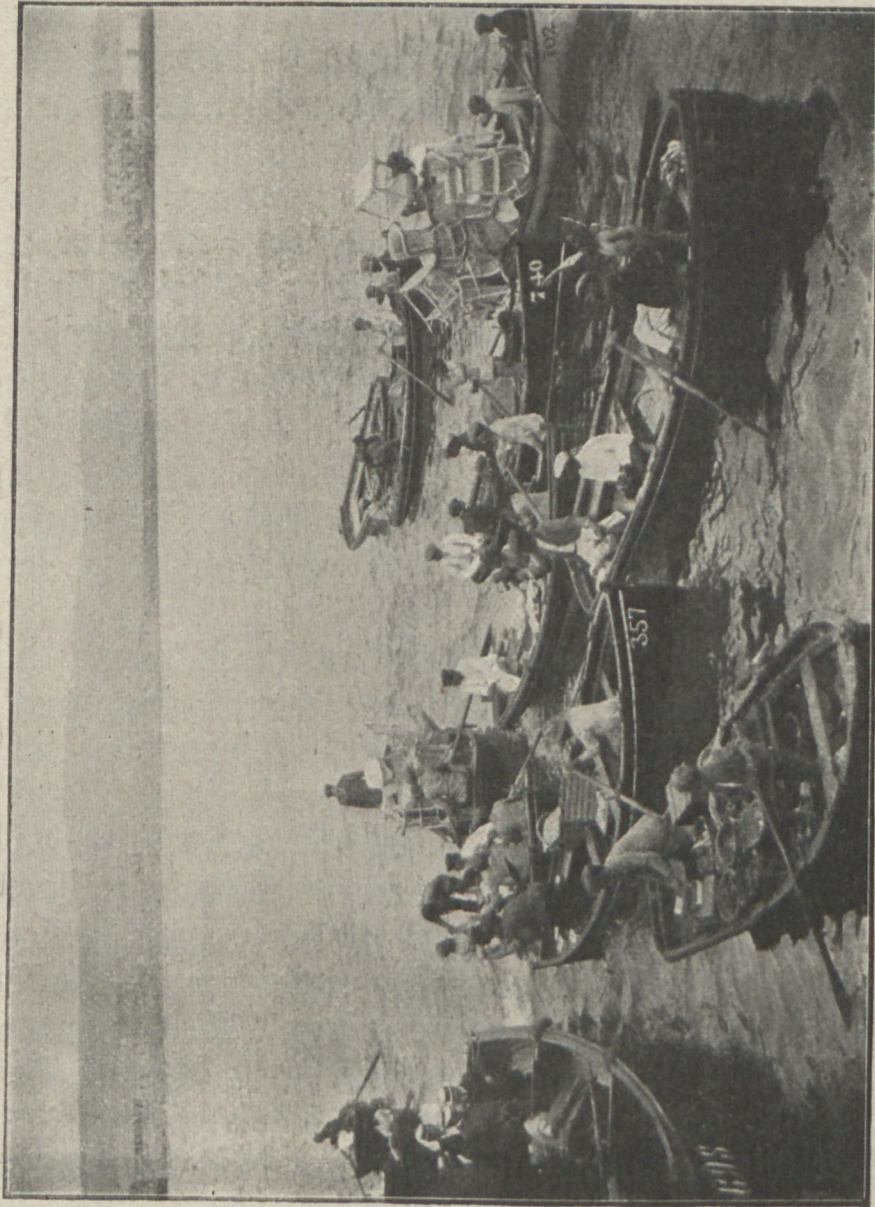
Alle Passagiere teilten Freud und Leid miteinander und erleichterten sich auf diese Weise ihre Lage. Wir wußten ja auch, daß die Fahrt besser werden würde, sobald wir den Biskayanischen Meerbusen passiert haben würden. In diesen Tagen litten wir viel unter der Kälte, obgleich Dampfheizung eingerichtet war. Es wurde eben in den geschlossenen Räumen bald so dumpf, daß man sich nicht lange darin aufhalten konnte und sich nach frischer Luft sehnte. Unser Kapitän hatte eine schwere Zeit; trug er doch die Verantwortung für das ganze Schiff. Einmal als der Sturm aufs heftigste tobte, ließ er sich auf der Kommandobrücke anschnallen, damit er nicht fortgerissen würde. Oft meinte man, jetzt gehe die Schiffsschraube in Stücke. Aber Gott wachte über uns. Nach einer schweren Nacht kam am Morgen der Kapitän zu meinem Mann und sagte: „Herr B., der Wind hat sich gedreht, es geht dem Süden zu; heute Nacht stand es auf Spitz und Knopf, aber nun wird alles gut werden.“ Wer nach jenen angstvollen Tagen diesen Morgen miterlebt hat, wird ihn nie vergessen. Lauter Jubel ging durch unsre Reihen. Wie war auf einmal alle Furcht weg; aus allen Angesichtern leuchtete Freude! Wir durften doch wieder aufs Verdeck; die Kälte fing an nachzulassen, der Nebel war verschwunden; wir sahen keine Möven oder Sturmvögel mehr ängstlich das Schiff

umkreisen. Es war mit einem Male alles anders geworden. Wie konnten wir uns nun freuen an der schönen See, die immer ruhiger und glatter wurde! Wie dankten wir unserm Gott, daß er so freundlich geholfen hatte! Wir sangen Lob- und Danklieder.

Wir sahen nun nichts mehr von Land, bloß Himmel und Wasser, und freuten uns, wenn wir ganz in der Ferne etwas am Horizont auftauchen sahen. „Ein Schiff!“ hieß es bald, und nun war die Spannung groß, bis man wußte, woher das Schiff kam. Auf offener See wird bloß gegrüßt durch Aufhissen von Flaggen. Als aber bei einer Insel zu gleicher Zeit mit uns ein andres Schiff eintraf, warfen beide Schiffe die Anker aus und die Herren besuchten sich gegenseitig. Da es ein Dampfer vom Süden war, der nach Europa ging, konnten wir Briefe mitgeben und beeilten uns, unsern Lieben über unser Ergehen zu berichten. Von da an wurde das Wetter immer besser, die Luft wurde nach und nach so mild wie im Frühling; nach wenigen Tagen lagen wir vor der wunderschönen Insel Madeira, wo ewiger Frühling herrscht.

So sahen wir denn nach langen, bangen Tagen zum ersten Male wieder Land, und es verlangte uns sehr danach, dasselbe auch zu betreten. Wir mußten uns aber beeilen, denn in einigen Stunden wollte unser Dampfer weiterfahren. Wir kamen in die Stadt Funchal, wo wir prächtige Gärten und viel frisches Gemüse und Obst sahen. Von letzterem kaufte der Schiffskoch ganze Körbe voll; das kam uns in den nächsten Tagen zu gut, wo uns bei allen Mahlzeiten das frische Gemüse und Obst vortrefflich schmeckte.

Nachdem wir Madeira verlassen hatten, fuhren wir wieder zwei Tage südwärts, bis wir an die Kanarischen Inseln gelangten. Auch hier gingen wir vor Anker; denn da ist ein großes Kohlenlager, das unser Kapitän benutzen wollte, um seinen Kohlenvorrat zu erneuern.



Händlerboote vor den Kanarischen Inseln.









schließlich ein großes Gefecht, wobei viele verwundet wurden; dankbar waren dann diese für die Hilfe, die unser Schiffsarzt ihnen leisten konnte; er hat damals in einer Nacht 25 Leute verbunden und behandelt.

Wie froh waren wir, daß wir, als das Gefecht losging, schon in das größere Dorf — „Groß-Nifu“ hieß es, während das andere den Namen „Klein-Nifu“ führte — übergesiedelt waren. Beide Dörfer lagen am Strand, etwa eine Stunde voneinander entfernt. Ein europäischer Kaufmann, der dort für eine Firma Handel trieb, ließ uns sagen, wir möchten in jenes Dorf kommen. Klein-Nifu hatte nicht Raum für uns alle; denn wir waren mit der Besatzung des Schiffes 70 Personen. Ein kleines Motorboot, das der Kapitän nach Afrika mitbringen sollte, wurde dazu benützt, um uns und unsere Sachen von einem Ort zum andern zu bringen.

In Groß-Nifu waren einige größere Räume: ein haufälliges, verlassenes Missionshaus, ein Warenschuppen und bei den Eingeborenen selbst waren einige Zimmerchen zu haben. Auch war ein freier Platz da, wo der Kapitän ein Zelt für die Schiffsbesatzung aufschlagen ließ. Wir Missionsleute durften im Missionshaus logieren und mit uns noch einige Kaufleute. Es waren da doch Bretterböden, wenn auch keine Bettstellen. Wir legten ein Kleidungsstück unter den Kopf und konnten auch so schlafen. Auf den Dächern der Negerhütten waren überall Wäschestücke, die sie vom Dampfer geholt hatten, ausgebreitet, und es sah aus wie eine große Bleiche. Manches boten die Neger wieder zum Verkauf an. Da sie den Wert der Dinge nicht kannten, konnte man manches ganz billig bekommen, z. B. ein großes Stück Fleisch für einige Pfennige. Wir mußten uns ja umsehen, um etwas für unsern Magen zu bekommen. Unser Kaufmann konnte uns Reis und Schinken geben. So kochten wir Reissuppe mit Schinken. Das schmeckte uns so gut wie lange nichts mehr; sogar der damalige Gouverneur



von Kamerun, welcher die Reise mitmachte, labte sich daran. Ein Glück war es, daß ein Herd und einige Kochtöpfe da waren, wenn auch die Teller nicht für uns alle reichten, ebensowenig die Bestecke. Doch konnten wir noch Blechlöffel bei unserm Kaufmann kaufen. Wir waren unsrer 13 in dem Häuschen; da aß immer zuerst eine Partie, dann die andre. Fleisch, Kartoffeln, Fett, Kaffee und Tee hatte uns unser Kapitän geschickt, auch ließ er uns an den folgenden Tagen Bestecke und jedem einen Teppich zukommen, so daß wir uns gut versorgt vorkamen. Eine von uns hatte Essigsäure — als Mittel gegen Kopfschmerzen — bei sich; damit konnten wir Kartoffelsalat herstellen. Es mußten alle mithelfen; einige holten Holz und Wasser, andre schälten Kartoffeln, eine von uns kochte, oder man wechselte ab. Es mußten auch Einkäufe im Ort gemacht werden: Eier, Hühner, Salz, Pfeffer u. a. Einmal wurde uns gesagt, es sei in einem Negerhose eine Matraze zu verkaufen. Wir gingen hin und kauften dieselbe für M. 4.—, eine ganz schmale Schiffsmatraze. Ein andermal wurde gefragt, wem wohl der Ballen Leinwand gehöre, der unten am Strand liege. Ich sagte, das müsse der meinige sein, und wirklich fand ich da mein Leinenzeug wieder, das ich für Bettücher mitgenommen hatte. Es war den Leuten offenbar zu schwer gewesen, und so ließen sie es am Strande liegen.

Auf diese Weise verging rascher, als wir gedacht hatten, ein Tag nach dem andern. Am sechsten Tag kam ein anderer Dampfer an, um uns abzuholen. Einer unsrer Mitreisenden brachte uns kurz vor der Abreise unsre Bibel und unser Lofungsbüchlein, die er irgendwo gefunden hatte. Bald waren unsre wenigen Sachen zusammengepackt. Noch einmal grüßten uns die Sprüche an den Wänden des Missionshauses: „Gott ist getreu!“ — „Befiehl dem Herrn deine Wege“ usw. und wir dankten Gott, daß er uns so gnädig beschützt hatte. Dann

fuhren wir der Goldküste zu. Von unserm gesunkenen „Adolf“ sahen wir bloß noch den Schornstein und den Mastbaum und einige Reste; die eine Hälfte war schon am zweiten Tag gesunken, die andere am dritten.

Mit großer Herzlichkeit wurden wir von den Basler Missionaren in Akra, wo wir uns zunächst aufhielten, begrüßt. Gemeinsam lobten und dankten wir Gott, und einer der Missionare hielt eine Ansprache über die Worte des 23. Psalms: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nicht mangeln usw. Mit einem späteren Dampfer gelangten wir dann wohlbehalten in Kamerun an. Somit hatten wir doch schließlich trotz Unwetter und Schiffbruch durch Gottes Güte unser Ziel glücklich erreicht.



OKR STUTTGART

Stg117

072 672 9



